LITERATURBLATT

FÜR

GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OTTO BEHAGHEL UND **DR. FRITZ NEUMANN**

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen. — o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Heidelberg.

VERLAG VON

O. R. REISLAND, LEIPZIG, KARLSTRASSE 20.

Erscheint monatlich.

Preis halbjährlich: Goldmark 6.20.

XLVII. Jahrgang. **Nr. 3—4. März—April.** **1926.**

Karl Vossler, Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg, Winter. 1925. 267 S. 8⁰. M. 8.

„Ein geistreiches Gerede über längstbekannte Dinge, bei dem nichts Neues herauskommt", „schöne Worte — man möchte doch etwas Material sehen", „was will er eigentlich?", „ein Buch über Sprachwissenschaftliches fast ohne sprachliche Formen", „wenn er nur mal sich mit Dialekten abgegeben hätte! Es fehlt ihm eben der Blick für das Leben der Sprache", „‚Geist' ist billig wie Brombeeren," „Und das Schlagwort von der ‚Kulturgeschichte'!" — so ungefähr dürften Durchschnittsurteile älterer Fachgenossen in Universitätssprechzimmern und Kongresspausen über dies Buch wie über dessen Vorläufer, die „Gesammelten Aufsätze zur Sprachphilosophie" (1923), lauten. Diese Urteile sind bezeichnend für die tragische Situation einer Wissenschaft, die den Sinn für das Wesentliche verloren hat und an dem sie zu den wahrhaft wichtigen Aufgaben zurückrufenden Mahner sich durch eine mit schlechtem Gewissen gepaarte Ranküne rächt. Vossler gibt sich in diesem Buche nicht bloss als Sprachwissenschaftler, er will die Kunde von der Sprache mit Lebenskunde verbinden, die Linguistik in „metaphysische Einheit" mit dem ganzen Leben setzen (daher die zweiteiligen Kapitelüberschriften, die mit „Sprache und" beginnen: Sprache und . . . Religion, Natur, Leben, Wissenschaft, Dichtung), als Linguist vor allem Mensch sein. Daher alle Fachmenschen, die vom Leben zu Spezialitäten abgeirrt sind, ihm an Spezialwissen überlegen, an edlem Menschentum unterlegen sein müssen. Daher die ewig in einem bescheidenen und leicht überschaubaren Bezirk Angesiedelten dem Zaungast wenig hold sind, der über fremde oder gar über ihre Zäune geblickt hat. „Die allzu lange beliebte Arbeitsteilung, kraft deren der Philosoph das Denken, der Empirist aber das Sammeln und sogenannte Wissen besorgte, ist gerade das, was wir bekämpfen", heisst es in der Vorrede („Voraussetzungen und Erfahrungen"), die einer „voraussetzungslosen" Wissenschaft eine menschlich getönte, um alles Menschliche wie um alles menschlich Besorgte vorzieht.

Doch trägt nicht auch der Autor selbst Schuld an dem Schwanken seines Bildes — „bewundert viel und viel gescholten" — bei den Zeitgenossen? Verehrungsvolle Freundschaft für Vossler, dem ich langsam aber stetig mich in langen Jahren genähert, wird mich nicht hindern, jene Frage in gewissem Maasse zu bejahen. Vor allem wird man bei Vossler (was er selbst S. 261 zugesteht) „die endgültige Schärfe der Definition vermissen" — die von ihm gebrauchten Termini sind nicht in einer konsequent beibehaltenen und mit der Gemeinsprache kernmässig zusammenstimmenden Gebrauchsweise festgelegt, so dass man Vosslerschen Sprachgebrauch immer ganz scharf gegen den anderer Sprachwissenschaftler abgrenzen könnte (vgl. unten über ‚innere Form' usw.). „Religiös" ist S. 351 für „beseelt, seelisch betont" gebraucht, weil „Seele nun einmal ein religiöser Begriff" sei; „Person" ist dem „Individuum" als die Vereinigung der beiden ‚Rollen' des Sprechers und Hörers gegenübergesetzt (Kap. II), die Person hat im Gegensatz zum Individuum nach V. einen Auftrieb, eine Höhenrichtung — anderseits spukt im Gedächtnis des Sprachforschers die Urbedeutung des Wortes lt. *persona* ‚Maske' herum, und so kommt es zu einer Verschmelzung der ‚juristischen' mit der ‚ethischen' Person, wobei die ‚Rolle' (von Sprecher und Hörer) plötzlich mit diesem organischen Lebenstrieb der Persönlichkeit zusammengespannt wird: „Man ist eine Person in dem Maße, wie man von der Rolle aus und durch Verwirklichung gerade dieser Rolle hindurch zu sich selbst kommt." Ja, oft macht V.s Vieldeutigkeit ein Wortspiel möglich, das mit seiner Knallwirkung die logischen Bruchstellen mehr erschüttert als zusammenlötet. V.s Stil tastet sich streckenweise von

einem gefühlbeladenen Wort zum andern weiter, wobei oft die Wörter dem Sinn Gefälligkeiten erweisen, für die dieser sich nicht stets revanchieren kann: der Name des Pferdes ist (S. 203) „das Pferde-Pferd“ „ein Glaube“, „eine Idee“, ein „Mythos“, ein „Meinen“. Der Wortspielkobold in dem Satz (S. 22): „Die Sprache erscheint uns ... als Medium eines Mediums, in dem sich beliebige Medien zusammenfinden“ scheint der Wahrheit eher einen Schabernack zu spielen als sie zu klären. Doch ist dieser sprachliche Schabernack und diese Wortorgiastik der Fehler des Vorzugs der Wortbegabung, der Lebens- und Sprachgrazie dieses einzigartig Künstlertum und Erkenntnisdrang vereinigenden Forschers. Es handelt sich bei V. tatsächlich um Umwertung sprachwissenschaftlicher Werte, nicht um eine Umwortung von Worten.

Eine zweite Schattenseite Vosslerscher Schriften ist die mit seinem Temperament verknüpfte Eigenwilligkeit, ja Launenhaftigkeit im Aburteilen über ihm nicht Genehmes, die manch „Betroffenen“ — betroffen macht und abschreckt. Man wird z. B. die wiederholten Ausfälle gegen das Esperanto als Kanonenschüsse gegen vom Dache pfeifende Spatzenwahrheiten (beruht wirklich das Esperanto „auf einem ebenso grossartig idealen wie zynischen Gefallen an der Bedürftigkeit und Interessiertheit der Menschen“?) oder das Veröden ganzer Forschungsgebiete mit einem Federstrich als wenig kollegial — ich meine gegen wirkliche Geisteskollegen V.s — empfinden: S. 85: „Graphologie, Chiromantie, Schädellehre sind verdächtige Wissenschaften“, auch Psychologie, besonders Jaspers S. 238, und Soziologie bekommen manches ab. Oder wie kommt ein führender Romanist zur ungerechten Behauptung, in Frankreich sei keine historische und sprachliche Pietät vorhanden, daher müsse die Lächerlichkeit deren Funktion übernehmen (S. 18)? — in Frankreich, dem Heimatland der Geschichtschreibung, des historischen Museumsbetriebs, in Frankreich, dem Musterland der Orthoepie, in dem die sprachliche Pietät in einer für uns Deutschen vorbildlichen oder abschreckenden Weise vorhanden ist (in welchem Lande interessiert sich sogar der Spiessbürger so brennend für Probleme des Muttersprachgebrauchs wie in Frankreich, in welchem Land ist die Sorge für gute Bühnendiktion so zur Leidenschaft geworden?)! Und ist nicht gerade der Fluch der Lächerlichkeit eine gesellschaftliche Auswirkung der alle Kreise eifervoll einigenden Sprachzucht? Bei einer so bewegten und nach dem Wesentlichen strebenden Persönlichkeit wie V. gehören jedoch solche Seitenhiebe und literarischen „gamineries“ zum Training für die ἀριστεία des Helden. Wir dürfen uns ihm gegenüber nicht wie süffisante Kammerdiener benehmen.

Ich möchte nun durch möglichst knappe und klare Herausarbeitung der Leitgedanken der einzelnen Kapitel den Fachleuten zeigen, wieviel Positives und ihre Einzelwissenschaft Anregendes das V.sche Buch bietet, auch gelegentlich Kritisches anfügen. Tatsächlich ist V. nicht ein Spekulator und Wolkenbetrachter, sondern er weiss sehr gut sprachliche Realität zu beobachten: wie schön hat er z. B. die frostige Atmosphäre des terminus technicus S. 178, die Bodenständigkeit des deutschen Fremdwortes *kolossal* und das deutsche Wesen am deutschen Fremdwort-‚Unwesen‘ S. 206, das Unadäquate aller religiösen Terminologie dem Inhalt gegenüber S. 23 ff., die groteske Karikatur in ital. *Rossinissimo* S. 11, die Tönung von *ouïr* und *entendre* S. 92 ff., die kastilische Zwangsjacke des Katalanischen S. 171, das ornamentale ə im Frz. S. 218 u. a. m. beobachtet. Es ist zwar sicher nicht so, wie Lerch in der Einleitung seiner historischen frz. Syntax behauptet, dass Vossler vom Material ausgegangen sei (Tobler dagegen von der Idee), aber Spekulation und Beobachtung schiessen bei ihm in glücklichen Momenten zu einem einzigartigen Krystall zusammen. Etwas Autodidaktisches, das seiner Behandlung von Sprachlichem anhaftet, scheint mir eher ein Vorteil als ein Nachteil: Vossler hat frische, vom sprachlichen Mikroskopieren noch nicht abgestumpfte Augen.

I. „Voraussetzungen und Erfahrungen“ s. o.

II. „Sprechen, Gespräch und Sprache“.

„Sprache“ ist eine Abstraktion, es gibt nur einzelne ‚Sprech‘-akte, die im ‚Gespräch‘ beheimatet sind: das Gespräch beruht auf der ‚metaphysischen‘ Einheit der Sprache (es ist wohl *langage humain* gemeint), indem sämtliche Sprachen der Erde ineinander übergehen können, sämtliche Gespräche eine grosse Sprachverbundenheit aller Menschen untereinander und mit Gott schaffen. Jeder Sprecher ist zugleich Hörer, d. h. in V.s Ausdrucksweise eine ‚Person‘, womit V. die Möglichkeit gewinnt, Gott als höchste sprechende (mit sich selbst mono- oder dialogisierende) Person in der Sprache einzubegreifen und den ständigen Rollenwechsel im Gespräch zu bezeichnen. — Ueber den Begriff der ‚Person‘ s. o. Die Begriffsbestimmung der Persönlichkeit und der Invididualität entspricht nicht ganz unserem Sprachempfinden: Individualität ist von der Kollektivität abgesonderte, Persönlichkeit zur Einheit in sich geschlossenes Wesen: „er ist eine Individualität, keine Persönlichkeit“, könnte man von einem grilligen Eigenbrötler sagen.[1]

Ueber die Abgrenzung von ‚sprechen‘ und ‚sagen‘ vgl. meine Kritik Arch. rom. 8, 355 ff.

III. „Sprache und Religion“: „Die Sprache ist ... kein spezifisches, kein unmittelbares, sondern ein sekundäres Medium der religiösen Gewissheit.“ Daher „zweideutiges Verhalten“ der Sprache zur Religion, sie kann diese nicht ganz ausdrücken und doch ahnen lassen, sie verhält sich zu ihr „medial“ oder „symbolisch“. — Hiermit hat Vossler in dem zuerst in Die neueren Sprachen Bd. 28 veröffentlichten Aufsatz die Cassirersche Formulierung von der Sprache als ‚symbolische‘ Erfassungsform der Welt vorweggenommen. — Das ‚Religiöse‘ weicht im letzten Teil des Aufsatzes dem ‚Seelischen‘: Sätze wie „Das Feuer der Seele frisst sich durch die Sprache durch“ oder „Es [das Gefühl] sickert durch zwischen den Worten, die ihn [den Sprechenden] schliesslich verraten und statt eines Dammes, den sie bilden sollten, zu einem Filter werden, der ausgerechnet das seelisch Verborgenste und Innigste hervordestilliert“ könnten als Motto meines „Hunger“-Buches dienen.

IV. „Ein Beispiel [für den seelischen Habitus einer Sprache]. Neue Denkformen im Vulgärlatein.“ Auf diesen Artikel werden sich die Zünftigen gern stürzen, weil V. hier an einem konkreten Einzelfall seine Anschauungen durchführt: es handelt sich um einen ebenso neuartigen wie kühnen Versuch einer Physio-

[1] Hierzu noch einige Belege: H. Paul spricht von *Individual-* gegenüber Wundtscher Völkerpsychologie, dagegen Dilthey von *Persönlichkeitstypen*; F. Mauthner, Wörterbuch der Philosophie s. v. *Persönlichkeit:* „Persönlichkeit ist uns seit Goethe etwas wie ein höchstes Gut geworden, das letzte Ziel von Menschen, die sich nicht mehr als Atom einer Masse, eines Staates fühlen, sondern den Kern ihres Wesens zur Geltung bringen wollen“; Worringer, Formprobleme der Gotik, S. 125 f., sieht im Individuum eine „negative Färbung“, das Wort provoziere durch seine etymologische Genesis die Vorstellung der mechanischen Aufteilung einer Masse bis zu ihren kleinsten unteilbaren Bestandteilen, Persönlichkeit dagegen bezeichne Einzelorgane, „von denen jedes nur in kleiner subtilerer Weise jenes Leben lebt, das den ganzen Organismus zusammenhält“. Danach würde ich unter Persönlichkeitssprache die geschlossene stilistische Individualität etwa eines Dichters verstehen, die in einem bisher nicht vorhandenen Typus sprachlicher Biographie von einem den Grossen von der Wiege bis zum Grabe geleitenden linguistischen Gundolf in ihrer Einheitlichkeit und Entfaltung dargestellt werden sollte.

gnomik des Vulgärlateiners, aus dessen Sprache wie von einem ruhenden Relief abgelesen, um die Herstellung eines gemeinsamen Nenners zu allen den in unseren Handbüchern auseinandergezerrten Einzelzügen des Vulgärlateins. Dass ein solches Alfresko einer künstlich zur Stockung gebrachten Zeitpsyche nicht ohne Gewaltsamkeiten gemalt werden kann, ist Vossler am besten bewusst (vgl. S. 73 oben). Aber das Streben, zu einem Sinn des geschichtlichen Ablaufs vorzudringen, scheint mir heute, selbst auf die Gefahr des Irrtums hin, wertvoller als der systematische Verzicht auf jede Deutung. V. findet nun: „Die lateinische Volkssprache gleitet und treibt aus den anthropomorphen, deterministischen, intellektualistischen Denkformen in die dualistischen, sachlichen, praktischen, voluntaristischen über. Sie drängt aus der mythischen Anschauung und Beseelung der Welt in deren symbolische, tiefere und seelenvollere Erfassung und Darstellung hinein und bereitet dem christlichen und mittelalterlichen Denken einen sprachlichen Weg." Meyer-Lübke bemerkt hiezu (Revue de linguistique romane I [1925] S. 16): „Geistreich und interessant, ob richtig?" Diese Antithese scheint die Meinung nahezulegen, es wäre besser, weniger Geist und Interessantheit und mehr Solidität an den Tag zu legen: es ist dies — ebenso wie der Vorwurf des „eklektischen Verfahrens" bei der Auswahl der charakteristischen Züge — ein alter Ladenhüter der Argumentation gegen Versuche geistiger Durchdringung der Geschichte (Lamprecht, Worringer u. a. haben ihn auch über sich ergehen lassen müssen). In Wirklichkeit sind die Un-Geistreichen nicht solider, auch in den Kleinigkeiten nicht, auf die sie so grossen Wert legen. Derselbe Führer der positivistisch-historischen Schule[1], der (a. a. O.) hervorhebt, „wie auch er [V.] mit gemachten, aber tatsächlich in der gesprochenen Sprache nie vorkommenden Beispielen arbeitet", irrt sich in dem Augenblick, da er Vossler opponiert: tatsächlich kann *les chevaux sont attelés* heute noch bedeuten, ‚die Pferde sind' . . . und ‚werden angespannt' (letzteres z. B. in einem Fall wie *tous les jours à 5 heures régulièrement les chevaux sont attelés*). Und in dem gegen V. gerichteten Aufsatz Meyer-Lübke „Vom Passivum" in der Luick-Festschrift S. 158 ff. finde ich allein drei elementare sprachliche Schnitzer, die dem Geist des Frz. zuwiderlaufen: M.-L. behauptet da, ‚ich werde alt' hiesse auf frz. *je deviens vieux* (wirklich? nicht *je me fais v.*?), im Frz. sei das Gegenteil von *il est mort: il vit* (doch eher *il est vivant, en vie*) und ‚dein Name werde geheiligt' heisse *ton nom soit saintifié* (statt *sanctifié*). Wozu also einen Mitforscher wie Vossler belehren, dass seine Arbeiten ‚Nebellandschaften' gleichen, deren Verzerrung durch einen Sonnenstrahl oder Windstoss vernichtet werde? — Man könnte gegen V.s Psychognomik des Vulgärlateinischen vielleicht einwenden, dass sie als historisch Einmaliges fasse, was doch mehrmals in der Geschichte mit denselben typischen Zügen auftaucht: beim Vulgärgriechischen, -indischen usw.: dass nämlich die von V. hervorgehobenen Züge charakteristisch sind für eine sich an die Stelle einer Literatursprache drängende Volkssprache. V. sagt selbst, das Vlt. sei „literarisch anspruchslos", mehr auf den Hörer als auf den Sprecher eingestellt; Romanisch neben Latein nehme sich „wie ein Flugblatt neben einer Erztafel aus". Dieser Armeleutegeruch scheint eben die charakteristische Atmosphäre des Vlt. zu sein: daher die unkomplizierte Wortstellung; das Fehlen des Passivs; des Supin, Gerundivums, Futurs, die dem Volke zu beschaulich, zu wenig affektvoll sind; das Kollektivum statt des Abstraktums als die gleichsam sinnlichere, massivere, handgreiflichere Ausdrucksweise (auch *toti montes* ‚die ganzen Berge' [wie man auch volkstümlich im Deutschen sagt] statt *omnes m.* ‚alle Berge': es wird nicht zählend zusammengefasst, sondern messend abgerundet); die modifizierenden Verbal- und Substantivsuffixe (hier frequentative, pejorative, diminutive, dort diminutive und augmentative), die auf ein starkes Hervordrängen des Gefühlslebens weisen (dagegen das Verschwinden der zeitlichen Modalität, der zeitliche Ordnung bezeichnenden Inkohativsuffixe); das Verschwinden der syntaktischen Unterordnung. Unklar ist mir, wieso V. das *-mente*-Adverb in der „dualistischen" Denkform, statt in der „anthropomorphen" unterbringen kann: wenn ein nur vom Menschen aussagbares Wort wie ‚Sinn' auch von Sachen gesagt werden kann (*le fleuve coule doucement* ‚sanften Sinns'?), so scheint mir das gerade naive Beseelung der Natur, wie wenn der Baum durch eine Dryade repräsentiert wird: und man sieht ja gerade aus den von V. angeführten spät- und mittellat. Umschreibungen des Adverbs: *illa ratione, illo consilio, ordine, animo, per legem, cum integritate*, wie die Art und Weise aufgefasst wird als eine Ordnung, Vermittlung, Begleitung, die nur in menschlichen Belangen denkbar sind.

[1] Tatsächlich hat auch diese ‚Schule' gerade unter dem Einfluss des neueren Idealismus etwas Richtung gewechselt, wenn sie es auch nicht wahr haben will. Wenn z. B. Meyer-Lübke wenige Seiten später Gillièrons Forschungen als „seelenlos" und „formalistisch" bezeichnet („aus seinen arbeiten bekommt man den eindruck, dass der mensch eine art verstandesmaschine ist . . . für mich besteht aber neben dem verstand auch das gemüt, und das gemüt hat an den sprachveränderungen ebenso anteil wie der verstand"), so sind das polemische Waffen aus dem Arsenal des Idealismus, ebenso wie die nachfolgende Auseinandersetzung über *cheoir-tomber* genau das von mir *Lbl.* 1920, Sp. 384 ff. gegen Gilliéron Bemerkte wieder aufnimmt.

V. „Sprache und Natur": Denkart und Sprechart müssen in Zusammenhang gebracht werden. Die Lautlehre hat diesen Zusammenhang bisher nicht begriffen, was V. mit erfrischender enfant-terrible-Offenheit beleuchtet: „Wem ist, wenn er über phonetischen Studien, Experimenten oder gar Spekulationen sass, nicht schon ein unverhaltbares Gähnen oder herzhaftes Lachen aufgeblüht?" Der Phonetiker steht also vor der Wahl, die Lautformen auf Denkformen zu reduzieren, oder, falls dies nicht möglich ist, den „toten Gewächsen" sinnloser Laute einen Sinn abzugewinnen. — Sprachnatur ist Sprachgebrauch (z. B. *au!* ist der deutsche Naturlaut, der ein Sprachgebrauchslaut ist). Dieser Sprachgebrauch kann nur historisch verstanden werden. Das Gebräuchliche in der Sprache wird zur zweiten oder vielmehr ersten Natur, die natürliche Sprachneuerung strebt nach dem Gebräuchlichwerden. „Der Gebrauch und die Natur sind . . . ineinander verliebt." Dies Ineinander von Natur und Gebrauch findet seinen höchsten Ausdruck in der Dichtersprache, „der Sprache der Sprachen". Die Dichtung ist insofern Nachahmung der Natur, als das Sprachgebräuchliche vom Dichter in den Dienst des Sprachnatürlichen gezwungen wird. Die Poetabilität der Sprachen nimmt nicht ab auf Kosten des Individuellen, wie die Positivisten meinen, die statt der Maximalleistungen der Sprachnatur in den Dichtungen die Minimalleistungen der Dialekte aufsuchen. — Ich möchte noch deutlicher sagen, dass Sprachlebensforschung nicht notwendig Mundartforschung sein müsse, wie ein aus der Zeit der Heimatkunst stammendes Vorurteil behauptet, aber anderseits habe ich von dem Poetischen der Mundarten eine höhere Meinung als V., der sich auf „unpoetische" Dialektforscher stützen musste.

VI. „Sprache und Leben": Die Sprachgebräuche sterben, auch die Sprachen, aber d i e Sprache (*le langage*) nicht. Etwas völlig Totes oder Starres lässt sich in keiner Sprache nachweisen, geistige Bewegung kann eines Tages jede Form, Sprache, jedes Wort neu beleben: die toten Sprachen sind nicht wirklich tot, da sie entziffert werden können. Der Sprachforscher hat eigentlich nur mit Gegenwartsforschung zu tun, er hat die zerstreuten Bruchstücke einer Sprachgeschichte „ganz und lebendig" zu machen.

VII. „Die sprachlichen Gemeinschaften": a) „metaphysische und empirische Sprachgemeinschaft": das einfachste Stammtischgespräch — empirische Sprachgemeinschaft — wird durch die mitspielende Natur, Welt, Gottheit zur metaphysischen Sprachgemeinschaft. — Merkwürdig, dass V. die Materialien, deren sich die Sprache bedient (die Sprachwerkzeuge) mit den einzelnen Lauten, Wort- und Satzformen, also den durch jene e r z e u g t e n sprachlichen Gebilden zusammen zu den Mechanismen, die mit Sprache „belehnt" werden, aber nicht selbst Sprache sind, zu rechnen scheint. — In einem Exkurs wird die lautliche Entwicklung des Vulgärlateinischen als „anhaltendes Streben nach verstärkter Sonorität" erklärt, das bei einer Ungebildetensprache begreiflich sei (hier nimmt V. den oben von mir vertretenen Standpunkt ein!): „Der sprachlich Ungebildete schreit und brüllt, der sprachlich Gebildete artikuliert." — U. a. soll auch das Verstummen des *h* in derselben Linie liegen. Grammont und Millardet fassen das Verstummen des *h* im Nfrz. im Gegenteil als Entwicklung zur Kultursprache hin (vgl. *Lbl.* 1923, Sp. 306 Anm. 1). Im Englischen ist Verstummenlassen bzw. Falschanwendung des *h* wieder ein Zeichen der Unbildung. Also?

b) „Die Nationalsprache als erlebte Sprache": Da das Kind

die Sprache nur einmal im Leben lernt, ist die Nationalsprache ein spezifisches Erlebnis, das Erlebnis einer bestimmten „Instrumentierung der Sprache".

c) „Sprache und Nationalgefühl". Das sprachliche Nationalgefühl ist eine junge, seit der romanischen Renaissance zu datierende Errungenschaft: „Wem die irdische Heimat geraubt wird, der findet in der Muttersprache eine seelische." Der Gedanke der nationalsprachlichen Duldsamkeit ist deutschen Ursprungs — V. findet für ihn mild flammende Worte.

d) „Die Nationalsprachen als Stile." Das spezifisch Nationale an den Sprachen wirkt wie ein Ornament (ein ‚Helmbusch'), abstossend auf den Fremden, anziehend auf den Eingeborenen. Diesem Ornamentalen an den Sprachen steht ein Sachliches und Fachliches gegenüber, in dessen Dienst sie treten: die Sprache der Kaufleute, Juristen usw. Die Nationalsprachen verbinden Ornamentales, Stil mit Sachlichem, mit ‚Zweckgesinnung'. Wenn die Sprache ihre Gebrauchsregeln in gewollter Bindung und errungener Freiheit befolgt, haben wir Dichtung: dann durchdringen sich Ornamentales und Strukturelles, dann ist die Nationalsprache Stil. Dieser nationalsprachliche Stil erscheint vor allem in der anspruchsloseren und des Mediums der Schrift entratenden, lässlicheren Volkspoesie. In aller Poesie steckt etwas Grammatisches, da Dichter wie Grammatiker an die sprachliche Form eng gebunden sind. Die grammatischen Kategorien pulsieren lebhafter in der Dichtung, in der sie über sich hinausweisen, erlebt werden. — Hübscher Hinweis auf den Parallelismus zwischen Steigerungen wie Hochwasser, Steine, Blumen, mit denen im italienischen Volkslied nacheinander die Tränen des Geliebten verglichen werden, und dem Schema der grammatischen Komparation — das Gemeinsame ist meiner Ansicht nach allerdings ziemlich leicht zu finden: es handelt sich tatsächlich nicht bloss um Gemeinsamkeit eines Rhythmus, sondern um Identität, um Komparation in beiden Fällen, die drei „regelmässigen" Steigerungsstufen sind nur von der Grammatik mehr oder weniger willkürlich herausgegriffene Etappen einer unendlichen Abstufungsreihe, die z. B. Brunot *La pensée et la langue* S. XVII zu zeichnen sucht. Schliesslich hatten die italienischen Kriegsgefangenen, die in ihren Briefen *un carro, vagone, aeroplano, shrapnell di baci* nach Hause sandten, auch eine innerliche Komparationstabelle zur Verfügung. Zu solch „poetisch-grammatischem Urschema" soll es noch keinen Terminus technicus geben: nicht etwa „Motiv und Wort"? — Ich weiss nicht, ob das franz. Volkslied mit seiner endlosen hypothetischen Sequel *Si tu te mets anguille . . . je me mettrai pêcheur, Si tu te mets pêcheur . . . je me mettrai alouette* . . . „ohne eigenen Rhythmus" ist, „kraft dessen sie in eine andere Kategorie hinübertreten und eingehen müsste". Es ist eben die Unendlichkeit der Liebe räumlich dargestellt; wo immer das geliebte Wesen entschlüpfen will, wird ihm der Ausgang versperrt. Das logisch Zwingende der unentrinnbaren Hypothetik ist also dem Gefühl adäquat. Die „wünschende, liebende, begehrende Einstellung" eignet eher Goethes „Liebhaber in allen Gestalten", das ich an V.s Stelle statt des inhaltlich verschiedenen, die Annäherung des Geliebten materialisierenden Gedichts „Nähe des Geliebten" herangezogen hätte. Da heisst es deutlich: „Ich w o l l t', ich wär' ein Fisch", und gerade dies Wollen und Begehren bricht am Schluss bei Goethe unverhüllt durch, alle vorhergehenden Strophen als Fiktionen entlarvend und den natürlichen Schlusspunkt setzend: „Doch bin ich, wie ich bin, Und nimm mich nur hin! Willst du bessre besitzen, So lass dir sie schnitzen."

e) „Sprachgemeinschaft als Interessengemeinschaft": Wo keine Gesinnung, da keine Sprache. In den Nationalsprachen nimmt die sachlichste Darstellung persönlichen Ton an. Der frostige Terminus technicus ist nur Zutat in der Nationalsprache, er baut zwischen Ich und Nicht-Ich ein neutrales Gebiet auf, das wir „Interesse" (im Sinne von „Interessiertheit") nennen. Merkwürdigerweise gesellt V. dem Terminus technicus als entseeltes und technisches Beimengsel der Sprache auch „die Formula" zu, d. h. alles Formelhafte der Grammatik. Ich weiss nicht, ob die Grammatik so unpoetisch und pedantisch ist, wie V. sie, wohl in Erinnerung an manchen Homo grammaticus, darstellt: eine Ordnung wie die grammatische, die durch eine ganze Sprache hindurchgeht, hat etwas Poetisches, ja Ornamentales wie die Ordnung der Säulen an einem Gebäude, die Ordnung der Sterne am Himmel. Sie gleicht nicht der enthaarten Spur, die ein Joch oder Halfter am Hals des Lafontaineschen Hundetiers hinterlässt, sondern eher einer Wegmarkierung, die kühn und stetig durch Dickicht und Chaos geleitet. Und ist wirklich eine grammatische Form wie z. B. das Neutrum oder das Impersonale etwas Intellektuelles, Technizistisches, Formales, nicht eher etwas Ornamentales in V.s Sinn? — Beachtenswert die Forderung (S. 188) einer Geschichte des europäischen Lehnwortwesens als Spiegelung des internationalen Denkens.

f) „Sprachgemeinschaft als Gesinnungsgemeinschaft". Gesinnung ist etwas Ethisches, Geschmack etwas Aesthetisches. Die Sprachgemeinschaft vereint beide. Wer uns gesinnungsmässig binden will, wird uns beim Geschmack packen. Die Autonomie des Sprachgeschmacks setzt sich in neuerer Zeit immer mehr durch, sie ist die sprachphilosophische Rechtfertigung der Uebersetzung. Es gibt übrigens Uebersetzungsdichter als „verkörperte Medien". Nun ist allerdings alles Verstehen und Anhören menschlicher Rede ein Uebersetzen, die Form einer Art sprachlichen Defensive. Unübersetzbar ist die innere Form einer Sprache, auf der sprachliche Gesinnungsgemeinschaft beruht. Die empirischen starren Sprachgemeinschaften kommen durch das Hin und Her von sprachlicher Ursprünglichkeit und übersetzender Entlehnung zustande; daneben gibt es bewegliche Sprachgemeinschaften, die auf Gemeinsamkeit der inneren Form gegründet sind: so schmiedet die Emphase eine Sprachgemeinschaft zusammen. — Innere Form ist für V. fast gleich Stil und Geschmack, oder Formwille (besonders deutlich S. 218) des Sprechens (nicht der Sprache, vgl. S. 242), daher er die Metapher als ‚Uebersetzbares' der inneren Form g e g e n ü b e r stellt. — Ich kann nicht zugeben, dass dem Grammatiker die Erforschung des Uebersetzbaren, der ästhetisch-stilistischen Forschung die des sprachlichen Ursprünglichen zufalle (vgl. GRM 1925, S. 181). Wichtiger als dass der Forscher wisse, „an welchem der Fäden er gerade spinnt", scheint mir, dass er mit beiden Fäden zu spinnen und beide Fäden zusammenzuspinnen wisse. — Bei der Emphase würde ich ausser auf „sprachgläubiges, magisches Hindeuten des Wortes auf einen Gegenstand . . . aus einem Einverständnis und Gemeinschaftsgefühl mit seinen Genossen" auch auf sprach u n gläubiges Appellieren an den ursprünglichen, vollen, mystischen Sinn des Wortes, den es im Lauf der Sprachentwicklung verloren hat, auf ein Zurücktauchen zu den Quellen des Wortes den Ton legen (die Schlussformulierung V.s S. 214, dass „die lauten Wörter zur Innigkeit ihrer Bedeutung zurückgeschwiegen werden", scheint mir die glücklichste): *er ist ein Mensch* ‚nicht, was man so Mensch nennt, sondern w i r k l i c h ein Mensch'; *er ist nicht ein Lehrer, er ist der Lehrer* (ähnlich die Ortsnamen wie εἰς τὴν πόλιν, *Laferté* usw.). Wer weiss, ob nicht die Emphase in unseren späten Kulturen nur möglich ist, nachdem man schon viele Enttäuschungen an der Sprache, dieser „vulgivaga", erlebt hat! In Boulenger-Thérive's *Les soirées du grammaire-club* S. 53 ff. findet sich ein Wörterbuch der parlamentarischen Phraseologie: da heisst die *enquête* nicht *enquête*, sondern *enquête approfondie*, die *contribution* vielmehr *précieuse contribution*, statt *intérêts* sagt man *intérêts sacrés*, statt *contrôle contrôle sérieux* usw. — solche Spracherlebnisse mögen dann den keuschen Sprachbraucher zur emphatischen, also epithetenlosen Sprechweise flüchten lassen. Vossler und Dornseiff scheinen mir bei der Emphase ein wenig zu ausschliesslich das Gemeinschaftsgefühl der Sprecher zu betonen. Dies ist zweifellos bei allen, was mit Namenschöpfung zusammenhängt, im Spiele: „‚Unser Brühl', sagen die Leute von Brühl, und in dem ‚unser', auch wenn es nicht gesprochen wird, atmet das Einverständnis, mit dem die Kinder derselben Muttererde sich zuzwinkern". Ebenso in dem von Nyrop besprochenen Fall, wo der doyen de la Comédie Française spricht von den „voeux de la Compagnie, la Compagnie sans épithète, sans qualificatif, comme on dit Dieu, comme on dit la Bible, comme s'il n'existait d'autre Compagnie que celle-là" (wir würden etwa schreiben: „*la* Compagnie") oder, wenn Gide (*Incidences* S. 214) schreibt: „Effectivement, le jour où le mot: Dada fut trouvé, il ne reste plus rien à faire . . . Rien ne valait: DADA. Ces deux syllabes avaint atteint le but d',inanité sonore', un insignifiant absolu. Dans ce seul mot ‚Dada', ils aurout d'un coup exprimé tout ce qu'ils avaient à dire, *en tant que groupe*". Hier wird ein altgebräuchliches Wort aus dem Gewöhnlichen zu Eigennamenkraft emporgehoben, aus der sprachlichen Umwelt isoliert und in m a g i s c h e m Taufakt mit Gruppenvertretung betraut. Anders aber etwa in Fällen wie Napoleons *Voilà un homme!* (auf Goethe

oder *c'est un homme de qualité:* hier wird ein altgebräuchliches Wort (nicht zum Namen gestempelt, sondern) in seiner ganzen appellativischen Tiefe und Bedeutungsfülle hingestellt, mit einer deutlich polemischen Wegwendung von der Sprachgemeinschaft und ihrer Konvention und einem Zurückstreben zu einem längst verlorenen Sprachparadies. Die Wortsparsamkeit beruht hier nicht auf Seeleneintracht, sondern auf Abwehr von Wortverschwendung oder Wortmissbrauch. In beiden Fällen, dem „magischen" wie dem „polemischen", ergibt sich Bedeutungsverengerung, aber im ersteren ein die Gemeinschaft repräsentierender Name, im zweiten eine gegen sie gerichtete Pointe (Spitze).

VIII. „Sprache und Wissenschaft". In der Wissenschaft wendet sich das Denken von der Sprache weg, die Hinwendung des begrifflichen Denkens zum Sprachlichen, d. h. seine Vermummung in Sprache, ist für V. ein sprachliches Faktum. Das naturwissenschaftliche Denken bricht das sprachgläubige Verwachsensein von Gesinnung und Wort (wie es in der Emphase vorhanden ist). Es schafft sich für seine Zwecke sprachliche ‚Pronomina', vertretungsweise gesetzte Namen ohne innere Form, in denen das Denken aus der Sinnlichkeit befreit ist. — Ein Widerspruch scheint mir, dass S. 235 die Mathematik „als eine Sprache, d. h. als Ausdruckssystem von begrifflichen Operationen" und „als ein logisches Handeln, d. h. als systematischer Wille, von der Sprache loszukommen", betrachtet wird. S. 180 aber steht, es seien beim Versuch, die menschliche Sprache ins Reich der Wahrheit zu erheben, „statt einer universalen Sprache universale Wissenschaften", wie z. B. die Mathematik, „nur eben keine logische Sprache" herausgekommen.

IX. „Sprache und Dichtung". Während bei der religiösen Sprache die innere Form der Glaube, bei der wissenschaftlichen ein Begreifen oder Rechnen, beim technischen Ausdruck eine Interessiertheit usw. war, ist dichterische Sprache nicht mehr bloss symbolisierend, sondern hier kommt es nur auf „Sprache als Gestaltung" an. Jede grammatische Form wird durch die Poesie eine ‚erlebte Rede'. Aber alle Sprache ist irgendwie Dichtung, wie an des bürgerlichen Edelmanns Prosa „Nicole, apportez-moi mes pantoufles et me donnez mon bonnet de nuit" erwiesen wird. Daher die Etymologie poetisch erfühlt werden muss. Auch in der Lautlehre erscheint die Sprache als ‚laute' Schauspielerin des Geistes. — Dass meine langjährigen Bestrebungen in derselben Richtung wie dieser das Gedankengebäude V.s krönende und von den früheren Stücken schon vorbereitete Schlussaufsatz gehen, weiss der Leser. — Ich hätte nur an obigem Prosasatz noch den Namen (*Nicole*, Fem. von Νικόλαος ‚Völkerbezwinger', dann Neubildung eines Feminins aus *Nicolas*, um der groben Wirkung des Wortausgangs *-as* zu entgehen), *pantoufle* mit seinem malenden *-oufle*-Suffix (wörtlich ‚das Patschende', falls zu *patrouiller*, ‚das Tölpelhafte', falls zu *pantois*), die vierfache Erwähnung des Besitzes (*moi, mes, me, mon*), die verklammernde Wirkung der Wortstellung (*et me donnez*), das Diminutiv der Gemütlichkeit bei *bonnet* als poetische und poetable Elemente erwähnt.

Jedem Leser wird die erotische Metaphorik, mit der Vossler schwebende geistige Sachverhalte körperlich zu machen sucht, aufgefallen sein: das Schullatein ist eine Undine, die in der befruchtenden Umarmung mit einem auserwählten Manne — dem klassischen Latein — Kinder — die mittellateinische Literatur — und eine Seele bekommt; in der historischen Lautlehre spuke „artistische Geilheit"; Gebrauch und Natur sind ineinander „verliebt"; die Bestrebungen der Gelehrten sind „geistige Erotik" — Kastratenseelen werden Shocking! rufen. Aber wer sieht nicht in dieser geistigen Erotik Vosslers den Eros zur Sache, das φιλεῖν, das uns abhanden gekommen war, die Lust an einer unbuchmässigen, blut- und liebevollen Philologie?

Marburg a. L. Leo Spitzer.